

(Nachdruck verboten.)

## 20) Das Weiberdorf.

Roman aus der Eifel von Clara Viebig.

Vorwurfsvoll blickte Lucia Wiffert am andern Morgen in der Sonntagsmesse zur Kirchenwölbung auf, an der ein großes Loch die Stelle zeigte, wo der Kronleuchter gehangen. „Dau,“ murmelte sie drohend und ballte die Faust in den Falten ihres Kleides — „brauchst dau erunner zo porzeln, konnst net waarten bis morjen? Eweil wär hän heit met mer nao Oberkail!“

So war mit dem Peter nichts anzufangen; der bastelte den ganzen heiligen Sonntag in seiner Werkstatt und wurde unwirsch, wenn man ihn störte.

Sie betete recht angelegentlich zur Jungfrau Maria — wenn die ihr doch Einen schickte, der sie mitnähme!

Am frühen Nachmittag wusch und strahlte sie sich noch einmal; die Haare glänzten ihr wie Seide auf dem wohlgeformten Kopf, das Kleid sah doch noch erträglich aus, nun sie es mit einem Spitzenkrägelchen, von einer gelben Bandtschleife geschlossen, ausstaffiert hatte. Mit Wohlgefallen guckte sie in den Spiegelscherben. Sei, wie die Ohrringel blitzen, wie pures Gold! Es war zwar nur blank gepulvtes Messing, ein Hausierer hatte ihr die Ringelchen einmal eingetauscht gegen alte Lumpen; freilich ein paar Handvoll Federn aus dem Bett hatte sie auch mit dreingeben müssen.

Mit naiver Freude besah sie sich lange, dann trat sie vor die Hausthür, stemmte die Arme in die Seiten und lugte aus.

Jesus, Maria Josef, wer kam denn da mit Säbelgerassel die Dorfstraße herauf? Sie traute ihren Augen nicht — einen hellen Freudenstreich stieß sie aus — das war ja der schöne Gendarm von Oberkail!

Ihr Kleid rassend, sprang sie in großen Sähen ihm entgegen — daß ihr nur keine zuvorkam!

Die einsame Dorfstraße hatte sich plötzlich belebt, aus allen Fenstern sahen Köpfe — Thüren klappten — Rufen, Laufen, Lachen — mit Zauberschnelle war Leben, wo eben noch alles ausgestorben erschienen. Da war schon die Tina! Die Brun und die Leis! Die kleine Villa kam auch gerannt, und noch ein ganzer Schwarm.

Der schöne Gendarm versandte rechts und links freundliche Blicke aus seinen blanken Augen und lachte über das ganze runde Kindergeicht, daß sich die Grübchen in seinen Waden zu zwei Löchelchen vertieften.

Wen suchte er?

Nun war Lucia bei ihm. „Nähr Schandarm, Nähr Schandarm,“ stammelte sie atemlos mit ihrem strahlendsten Lächeln.

„Verfluchtes Schwein — pardon, wollte sagen: riesiges Glück!“ Er legte zwei Finger an den Helm und betrachtete sie mit der Miene eines Eroberers. „Ich dachte grade an Sie, schöne Frau!“ Er gab sich Mühe, das ein wenig von oben herab zu sagen; aber im Grunde war er so erfreut über die Begegnung, daß er schmunzelnd den Mund breit zog. Er kriech sich unternehmend den Schmirrbart. „Riesig erfreut!“

„Es et waahr?“ fragte sie treuherzig. Die Häuser tanzten vor ihren Augen einen wiegenden Walzer, ihr Herz klopfte in kindischer Glückseligkeit — den hatte ihr die Jungfrau Maria geschickt!

Sie waren bald einig. Der schöne Gendarm hatte in Eifelschmitt beim Krumscheidt als dem Ortsvorstand etwas zu thun gehabt; das sagte er aber nicht, er behauptete, einzig und allein nur gekommen zu sein, um die schöne Zeih zum Tanz abzuholen. Nun wollte er auf sie warten, unten am Berg, wa das Fuhfällchen (Heiligenhäuschen) steht.

Vor Freunden hüpfend, eilte sie zurück in ihre Hütte; sie küßte und bekreuzte das Josephchen in der Wiege, wickelte es fest ein, daß es sich nicht rühren konnte, und steckte ihm den Zulp mit gekautem Brot ins Mäulchen.

Jetzt rasch ein Tuch um die Schultern gehängt und dann an die Kammerthür geklopft: „Pittchen, adjes! Ech giehn dertweil!“

Drinnen fuhr einer erschreckt auf wie aus tiefem Schlaf, man hörte den Schemel umpoltern.

„Ech giehn nao Oberkail, adjes!“ Sie wartete keine Gegenrede ab, schnell war sie auf und davon; die Thür ließ sie in der Eile offen, ein starker Zugwind blies ins Haus.

Als sie mit ihrem Begleiter die Höhe gen Schwarzenborn hinaufstieg, folgten ihr viel neidische Blicke — was wollte die denn mit dem? Die hatte ja zu Hause einen Mann! Die Weiber standen zusammen, Enttäuschung und Aerger in den Miene, und schmähkten hinter ihr drein. Heute wurde sie von allen gehäßt.

Tina sagte, gegen ihre sonstige Gewohnheit, wenig; sie lahnte merklieh mit dem linken Fuß, auf den hatte ihr die Zeih gestern den Schemel geschmissen. Da hatte sie ordentlich Respekt bekommen. Als es dunkelte, schlich sie sich zu Wifferts Hütte, sie hörte ihn drinnen poltern und schlagen.

Vor einer Viertelstunde war Peter aus der Kammer gekommen; sein blaßes Gesicht zeigte scharlachrote, abgegrenzte Flecken auf den Backenknochen, seine Augen, die tief in den Höhlen lagen, glänzten übernatürlich.

„Zeih“, schrie er aufgereg, „Zeih!“ Für heute war er fertig, und nun mußte er einen Menschen haben, mit dem er reden konnte, nerkei was, nur reden! reden! Eine wilde Unruhe quälte ihn innerlich.

„Zeih!“ schrie er, daß die Wände widerhallten. Sie antwortete nicht, nur das Josephchen wimmerte halbersticht in seiner festen Umwicklung.

Die Thür stand sperrangelbreit offen, eiskalt war's in der Stube — die Zeih nicht da. Wo war sie?

Verstört fuhr er sich über die Stirn — hatte sie's ihm denn nicht zugerufen — „nao Oberkail“ —?

Wie ein Keulenschlag traf es ihn ins Genick. Er brüllte auf: „Nao Oberkail!“

Und mit wem —? Hatte er denn keine Ohren gehabt, keinen Verstand?! Wie ein Wahnsinniger rannte er in der Hütte umher. Nach, ihr, nach! Er wollte sich anziehen und fand seine Sachen nicht, wütend warf er alles durcheinander; am liebsten hätte er geweint wie ein alles Weib.

Da kam Tina.

Erst war er grob, sie ließ sich nicht abschrecken; schlau wie ein Käsechen umschmeichelte sie ihn. Sie küßte ihn und streichelte an ihm herum, sie sah schön aus in dem Sonntagskleid und mit dem goldenen Stamm in den Haaren; frisiert war sie wie ein Fräulein.

Er wurde schwach. Und hatte er denn nicht versprochen, sie mitzunehmen.

Sie drängte ungeduldig zum Aufbruch. Nur so viel Zeit ließ sie ihm noch, daß er von neuem Feuer anzündete und das Kind loswickelte — die Zeih hatte es ja eingepackt, daß es erstickt mußte.

Dann gingen sie miteinander fort, aber Peter verschloß das Haus sorgfältig und legte sogar die morschen Läden vor.

Sie waren kaum zwanzig Schritt weit, da rief die Leis sie an; die hatte wohl hier auf der Lauer gelegen. Sie war vollständig zum Sehen gerüstet, nur die schönen blonden Haare trug sie unbedeckt, wie goldig umstrickende Fäden wehten sie im Herbstwind. Sie sagte, sie wolle auch nach Oberkail und schloß sich ihnen an, ohne weiter aufgefordert zu sein.

Die schwarze Brun war auch nicht weit. Wenn Tina auch noch so ein wütendes Gesicht machte, die beiden stahlen sich an Pittchens andre Seite.

Und so fanden sich ihrer noch mehrere ein. Die Steffes kam daher, ganz sittsamlich ihr Hubertche an der Hand führend, gleich darauf die Traut, die immer noch ein besonderes Anrecht auf Pittchen geltend machte, von früher her.

Als sie endlich die Chauffee gen Schwarzenborn hinaufstiegen, trabte Pittchen inmitten von zehn Weibern; als letzte hatte sich die kleine Bill eingefunden, atemlos war sie nachgerannt in ihrem flatternden kurzen Rock: „Tina, waart! Waart!“ Sie kreischte immerfort: „Gelao, ech saon et! Dau sollst net allein ghehn! Tina, Tina!“

Zulezt hängte sie sich dem Peter an den Rockschöß. — —

Die letzten Dichter von Oberkail schimmerten wie ver-

einzelte Glühwürmchen durch die Finsternis, als die Eifelschmitter heimkehrten. Es war spät, gegen Mitternacht, und noch hatten sie eine gute Stunde Wegs.

Ihre Gesichter glühten trotz des scharfen Bergwindes, der die Haut schnitt wie mit Messern; ihre Kleider blähten sich, flatternd gleich Fledermausflügeln. Jemand trug eine Laterne, aber sie löschte bald aus; nur der Mond, der für Augenblicke zwischen jagenden Wolken vorlugte, zeigte den Weg. Er war ein sehr unsicherer Führer — jetzt verschwand er ganz — mit Getöse drängten sich die Weiber in der tiefen Dunkelheit um Pittchen.

Das war ein Zug gewesen zu Oberkail!

Als der Peter mit seiner Eskorte angekommen war, tanzten sie schon; mitten im dicksten Knäuel drehte sich die Reih. Als sie ihren Mann erblickte, ließ sie ihren Tänzer, den Gendarmen, stehen und ließ lachend auf Pittchen zu. Dieser aber that pagig, sah sie gar nicht an und tanzte los mit einem herausfordernden Troß. Und als er gar Apfelwein kommen ließ und die Eifelschmitter traktierte, war er König des Tanzbodens; die dummen Bauernburschen von Oberkail trauten sich ihm nicht ins Gehege, von denen hatte ohnehin jeder sein Mädchen mitgebracht.

(Fortsetzung folgt.)

## Des Bergmanns Lied von der Steinkohle.\*)

Von Anton Askeric.

Noch tiefer, immer tiefer in den Abgrund . . .  
Erfast dich Grauen vor der Fahrt ins Dunkle,  
Als ging's in einen Brunnen, Bruder mein?  
Wie, wenn das feste Drahtseil plötzlich reißt  
Und alles fällt hinunter in die Tiefe  
Ein paar mal hundert Meter? . . . 's wär kein Spaß! . . .  
Ach, Kinderfurcht und kindische Gedanken!  
Was, Kamrad? Wer Fürcht emfinden kann,  
Pfllegt unter Tags dem Brot nicht nachzugehen  
Am Grunde. Hin und her ziehn sich die Gänge  
Wie Maulwurfsrinnen. Und wir Arbeiter  
Zerstreu'n uns gleich schwarzen Maulwürfen.  
Und enger, immer enger wird der Weg.  
Es ist hier stickig, und man atmet schwer.  
Die Hitze wächst? . . . Et, naßn wir wohl der Hölle?  
Ja, eine Hölle ist's für viele hier;  
Sie büßen schwer darin die arge Sünde,  
Daß es zu leben und zu essen sie verlangt . . .  
Im engen Gange flimmern bleiche Lichter,  
Frischtern gleich, die über Sümpfen tanzen . . .  
Im Dämmerlichte drängen da sich Männer,  
Die Brust entblößt, kraftstrotzend, sehnig, jung,  
Und schürfen, hauen, graben immerzu  
Und fördern ihn aus dunklem Schacht zur Höh',  
Den teuren Schatz, den schwarzen Diamanten.  
Wann habt ihr wohl gegrünt und wann geblüht,  
Ihr Bäume — wer vermöchte es zu sagen?  
Und wer kennt eure Namen heute noch?  
Dieselbe Sonne, wie in unsern Tagen,  
Dieselbe Sonne wärmte eure Stämme,  
Dieselbe Sonne war's, die eure Kronen,  
Die eure zweigereichen Wipfel lüfte,  
Dieselbe Sonne färbte eure Blätter,  
Dieselbe Sonne reifte eure Frücht.  
Doch hat in eurem Schatten dazumal  
Kein Arbeiter geruht von schwerer Plage,  
An euren Stämmen lehnte noch kein Hirt,  
Um seiner Flöte Vieder zu entlocken;  
Nicht saß noch unter eurem grünen Dache  
Das zarte Mädchen in Gedanken tief,  
Der jungen Liebe süße Vieder singend.  
Noch dachte unter euch zu jener Zeit  
Kein Mensch Gedanken, herrlich, groß und tief  
Und quälte nicht sich mit des Daseins Rätsel . . .  
Doch haben sich auch Menschen nicht gemordet . . .  
Wohl mancher Sturm ist über euch gezogen,  
Hat wild getöbt, gebrochen eure Aeste —  
Begraben hat euch der Aeonen Sturm!  
Tief in der Erde liegen jetzt die Stämme  
Im dunklen Grab, viel tausend, tausend Jahre,  
Versteinert, dürr, öde Mumien,  
Kadaver ohne Blut und ohne Leben,  
Wie alte Könige in Pyramiden . . .

Und weiter wühlten sie im Schoß der Erde  
Und werfen mächtig große Maulwurfshäusern

Aus ihrem Schacht zur Höhe Tag für Tag.  
Geschwärzt und schmutzbedeckt sind die Gesichter,  
Und von der Stirne rinnt der Schweiß in Strömen.  
Gedämpfte Stimmen hört man hier und da,  
Hier einen Seufzer, Flüche, einen Witz . . .  
In weiter Ferne knallt das Dynamit . . .  
Doch keines Liedes Schall wird laut allhier.  
Nur schwache Lichter leuchten bei der Arbeit —  
Sonst alles finster — finster wie im Grabe.  
Dort oben aber leuchtet hell die Sonne  
Und badet die Natur im Strahlenmeer,  
Und Gras grünt dort, Getreide, Bäume, Sträucher  
Und bunte Blumen blühen in den Gärten.  
Es müht der Mensch sich um das Stückerl Brot,  
Doch müht er sich im Glanz der Sonnenstrahlen . . .  
Run fort, run fort! . . . Ermüdet, schwach vor Hunger  
Entfleigen nun die Knappen ihren Gruben,  
Wie Sträflinge gebrochen, bleich und weif . . .  
Stumm schreiet eine Schaar die Straf' entlang.  
Als schwebten sie dahin gleich körperlosen Schatten.  
Die Sonne selbst erlänzet diesen Augen,  
Des unterird'ischen Dämmers nur gewohnt,  
Zu hell, zu grell, zu strahlend und zu leuchtend.  
Was kümmert sie die Sonne, was der Tag?  
Das Müß'n um Brot erfüllt des Armen Sinne —  
Genuß und Licht sind anderen beschieden.

Ach, gehet nur. Die Mahlzeit ist bereit,  
Ob ihrer Schwere biegt sich nicht der Tisch,  
Ihr werdet damit nicht viel Zeit verlieren,  
Geht, euch zu kräftigen und auszuruhen  
Für neue schwere Plag! . . .

Und fort und fort!

Der Schacht verschlingt schon wieder neue Scharen  
In seinem unerfättlich weiten Schlunde.  
Und Tag für Tag das gleiche Lied! . . .

Halt ein

O, langsam, langsam doch, ihr ledern Knappen!  
Im Schoß der Erde schläft der mächt'ge Dämon —  
O wehe, wenn ihr lärmend ihn erwecket!  
Er ist der Herr der unterird'ischen Schätze,  
Sein Eigentum ist all die Kohle hier.  
Weh euch, wenn er erwacht! Er wird sich rächen,  
Ertappt er euch, euch Räuber seiner Habe,  
Erwischt er euch, euch hinterlist'ge Diebe,  
Die ihr ihm seine Schätze stehlen kommt!  
Wie hat er sie gehütet durch Aeonen!  
Nur er allein hat sie gekannt, sonst niemand,  
Nur er hat sie geschaut und eingeschlossen,  
In seinem Stolze ihrer sich gefreut . . .  
Da plötzlich kommt der Mensch herangeschlichen,  
Dies Ding voll Bosheit, Lüge, Hinterlist.  
Er sieht die Schätze, starrt sie gierig an  
Und greift danach mit seinen schmutz'gen Händen  
Und zieht aus den Vertiefen sie aus Licht.  
Weh, wenn der geiz'ge Heinzelmann erwacht!  
Er zündet all die Todesgasse an,  
Die er bereithält in der Erde Schoß.  
Dann giebt es Blitz und Donner Schlag und Beben,  
Der Schacht verwandelt sich zur Flammenhölle —  
Es mordet euch der Geist in seiner Wut.  
Und jener Tag wird traurig sein und schrecklich,  
Und aus dem dunklen Schlunde werden euch  
Die Kameraden eurer Plage ziehen  
Hinauf, wo Leben sproßt und Sonne scheint,  
Als Tote mit unkenntbaren Gesichtern,  
Als Mochelnde in gräßlich wilden Schmerzen,  
Euch, sterbende Martyrer der Arbeit . . .

Dann kommt ein Abend, traurig trüb und bitter  
Zahllose rote Fadeln werden brennen,  
Ihr blut'ger Glanz wird leuchten in die Nacht . . .  
Ein langer Trauerzug, ach, wird es sein,  
Ein schwarzer Sarg am andern . . . „Miserere“ . . .  
Das Fahmentuch der Arbeiter im Flor  
Wird langsam euch zur ew'gen Ruhe führen  
Dort unter Tags . . . Die Glocken werden läuten  
So wehmutsvoll, daß Steine weinen könnten . . .  
Was werden dann, ach, eure Frauen sagen?  
Und was wird sagen eure Kinderdar? —

(Aus dem Slovenischen übersezt von Etbin Kristan.)

## Kleines Feuilleton.

— **Rachepuppen.** In der bairischen Oberpfalz haben von ihren Geliebten betrogene Mädchen ein eigentümliches Verfahren, um sich zu rächen. Zur Mitternachtszeit zünden sie unter allerlei Beschwürungen eine Kerze an und stecken mit Nadeln in dieselbe hinein, wobei sie sprechen: „Ich stech' das Licht, ich stech' das Licht, ich stech' das Herz, das ich liebe“. Dann muß der Ungetreue sterben. Die von ihrem Gatten hintergangene Japanerin bestet desselben

\* Aus der „Wiener Arbeiter-Zeitung“.

Bildnis an einen Baum im Tempelgarten und durchbohrt es mit Nägeln; wo diese einschlagen, empfindet der Treulose Schmerzen. Ähnliche Fälle werden aus den verschiedensten Gegenden mitgeteilt. Einem Mitarbeiter des „Globus“ wurde neuerdings die Photographie einer mit Nägeln bespizten schottischen Rachefigur vorgelegt. Den Tod eines Verhafteten durch ein Thonbildnis, corp creadh genannt, herbeiführen zu können, ist bei der ländlichen Bevölkerung der schottischen Hochlande noch weit verbreitet. Man macht ein Thonbildnis der Person, die man vernichten will, und stellt es in einen nach Osten fließenden Fluß, der das Bildnis wegwäscht. In gleicher Art muß dann auch das Original vergehen. Soll der Feind langsam an schmerzhafter Krankheit sterben, so schlägt man der Figur verrostete Nägel ein oder durchbohrt sie mit Nadeln. Dann stellt man sie in ein langsam fließendes Wasser. Ein weiteres Beispiel, das zur Vervollständigung dienen mag, teilt der englische Missionar Arthur Cornaby mit. Er hatte in Ganhang, seiner Station, bemerkt, daß die chinesischen Nachbarn oft unter sich in Streit gerieten, namentlich, wenn Hühner von dem gemeinsamen Hofraume gestohlen werden. Zumal die Weiber zeichneten sich alsdann in Verwünschungen gegeneinander aus, und wenn alles nicht genügte, griff die Verstohlene zum Zauber: Auf dem die Häuser trennenden Statet wurde in der Nacht eine Strohuppe errichtet, den Kopf stellte man aus Baumwolle her und um den Kumpf war ein mit Blut besticktes Papier gewickelt. Hinter der Figur stand die Verstohlene, Verwünschungen aussprechend, zu denen sie mit einem Hackmesser den Takt schlug: „Hühner stehlender Schurke! Hühner stehlender Mäurer; du hast eines gestohlen; du hast viele gestohlen! Wisse, sie sind ungenießbar, wisse, sie sind giftig. Es giebt ein Gericht für die Verbrecher, es giebt Flüche für die Diebe“ usw. So ging es drei Stunden lang fort. Dann aber ergriff das Weib eine Nadel und stach mit derselben an verschiedenen Stellen in die Strohuppe und sprach dabei: „Wie ich dich hier und hier und hier durchbohre, so soll auch der Dieb in gleicher Weise durchbohrt werden. Was ich dir (der Puppe) thue, möge auch ihm oder ihr widerfahren. Willst du es thun? Thust du es, dann will ich dir viel Weisrauch opfern und dich als Gott verehren. Hörst du?“

**Litterarisches.**

b. Astrophysik von Dr. Walter F. Wislizenus. Sammlung Göschel. Leipzig 1899. 0,80 M. — Unter Astrophysik versteht man den Teil der Astronomie, der sich mit der physikalischen Beschaffenheit der Gestirne beschäftigt. Noch vor fünfzig Jahren bildete das Fernrohr das einzige instrumentale Hilfsmittel zur Erforschung der fernern Welten, und infolgedessen war der Mond der einzige Körper, von dem wir in dieser Hinsicht etwas Näheres wußten. Die unmittelbare Beobachtung zeigte, daß er keine Atmosphäre besitze; daher kann auch kein Wasser und kein organisches Leben dort vorhanden sein. Das logische Folgern und die unmittelbare Betrachtung geben von dieser Grundlage aus ein ziemlich umfassendes Bild der Mondoberfläche und ihrer Gestaltung.

Ueber die Beschaffenheit aller andern Gestirne konnte man nichts Bestimmtes aussagen; nur von der Sonne wußte man, daß dort eine kolossale Hitze herrschen müsse. Außerdem hatte man dunkle Flecken, helle Flammen und veränderliche Hervorragungen am Rande (Protuberanzen) beobachtet, ohne sich jedoch ein klares Bild von der näheren Beschaffenheit machen zu können; vielmehr erging sich die Phantasie in allen möglichen Phantastereien, um die Sonne mit guten Geistern, Seelen der Abgeschiedenen usw. zu bevölkern.

Das wurde anders mit der Erfindung der Spektralanalyse. Seitdem man das Licht der fernern Himmelskörper auf ihren Ursprung hin untersuchen gelernt hat, ist eine sichere Grundlage für die Erkenntnis derselben, ihrer physikalischen Beschaffenheit, gegeben. Damit ist die Astrophysik zu einer gesonderten Wissenschaft geworden, die in den vierzig Jahren ihres Bestehens bereits eine Fülle sichern Materials als festen Besitz angeammelt hat. Das vorliegende Büchlein stellt denselben in übersichtlicher und leicht verständlicher Weise zusammen, wobei auch die Methode, mittels welcher die betreffenden Kenntnisse gewonnen wurden, zur Darstellung gelangt. Wo unsere Kenntnisse lückenhaft sind — das ist ja leider noch bei den meisten Fragen der Fall —, ist auf die Zweifelhaftheit der Vermutungen hingewiesen; dadurch wird das Verständnis für die Aufgaben der Wissenschaft, die noch ihrer Erledigung harren, bei dem Leser gewekt.

**Theater.**

Lessing-Theater: „Fastnacht“. Nach einem Roman von Stray von Richard Jaffé. — Die Censur hat wieder einmal ein Stück verboten. Wir bedauern das auf das lebhafteste, nicht um des verbotenen Stückes willen, sondern weil wir jedes Censurverbot bedauern und bekämpfen. Es ist ein unerträglicher Gedanke, daß irgend ein schnauzbärtiger Wachtmeister die Litteratur inszenieren kann. Es ist ein unerträglicher Gedanke und zudem eine ganz zwecklose Methode. Zwecklos natürlich zunächst insofern, als sie eine Gefundung der Litteratur in keiner Weise herbeiführt. Schließlich ist sie aber auch vom Standpunkt ihrer Urheber auch völlig zwecklos. Was glaubt der Polizeipräsident denn nun eigentlich durch sein Verbot gewonnen zu haben? Er hat erreicht, daß man sich zunächst gegen ihn und erst in zweiter Linie gegen den „Dichter“ wenden muß. Was hätte er oder was hätte der preussische Staat nun eigentlich verloren, wenn der erbärmliche

Einaker, der sich „Dreiviertelwelt“ nennt, im Lessing-Theater aufgeführt worden wäre? Nichts wäre — selbst vom Standpunkt der Polizei aus — verloren gewesen, wohl aber hätte die Kritik die Möglichkeit gewonnen, die verlogenen Schilderungen des Herrn Jaffé zurückzuweisen. Herr Jaffé hat gehört oder gesehen oder gelesen, daß in den Kreisen der Geburtsaristokratie und des mit ihr versippten hohen Beamtentums Hebrüche und ähnliche Scheußlichkeiten gelegentlich passieren. Weiter hat Herr Jaffé gehört oder gesehen oder gelesen, daß ein junger Lieutenant, der in Salzwedel steht, sich eine gewisse Unberdorbenheit des Gemüts bewahren kann. Aus diesen zwei Thatfachen entstand dann das Stück, das von wegen seiner Unsitlichkeit von der Censur verboten wurde. Der Lieutenant kommt als Dufider in die Berliner Gesellschaft und zieht sich, nachdem er schauernd das Laster erkannt hat, entriestet zurück. Selbstverständlich haben Sitten- oder Unsittehschilderungen auf der Bühne ihr gutes Recht, aber man muß allemal die Leute kennen, die man zeichnen will. Herr Jaffé aber kennt die Gesellschaft, die er im Auge hat, etwa wie Schmod die Journalisten kennt. Ja, Schmod hat schließlich doch die Journalisten in der Nähe gesehen, wenn er sie natürlich auch nicht begreift. Herr Jaffé aber kann sein Milieu nur aus recht weiter Entfernung beobachtet haben. Unmöglich hätte er sonst einen Salon schildern können, in dem wie in einer Kellnerinnenkneipe geredet und gehandelt wird. Er läßt selbst eine Dame sagen, daß man vor allem den Skandal vermeiden müsse, und übersieht ganz, daß die Vorgänge, die er schildert, bereits in des Wortes wegenster Bedeutung skandalös sind.

Die „Dreiviertelwelt“, die litterarisch Halbwelt und zwar Halbwelt der schlechteren Sorte ist, entging uns durch die Weisheit der Censur. Der Zweiakter „Fastnacht“, der gleichfalls in der Geburtsaristokratie spielt, entging uns aber nicht. Etwas besser fährt hier Jaffé insofern, als er sich einem Roman anschließt, in dem die Dinge mit größerer Wahrheit geschildert sind. Es ist die traurige Geschichte von dem Edelmann, der mit den bürgerlichen Gezeiten in Konflikt gekommen ist und sich erzieht, um seinem Kinde die Heirat mit reichen russischen Standesgenossen zu ermöglichen. Das Ganze ist ohne Besonderheit und Interesse. Für den verlorenen Abend entschädigt nur Frau Sauer, die im Spiel eine geradezu entzündende Natürlichkeit entfaltete. — E. S.

**Erziehung und Unterricht.**

— Die Kunst in der Schule. Im sächsischen Ministerium wurde vor kurzem, wie Paul Schumann im „Kunstwart“ erwähnt, eine Konferenz abgehalten, in der von Schuldirektoren und Kunstverständigen die Frage besprochen wurde, wie ein Unterricht in Geschmacks- und Stillehre stattfinden könne. Es fehlt jetzt natürlich an der Zeit und an den Lehrkräften, das heißt in erster Linie am Willen, denn wenn man die Sache erst einmal will, findet sich beides. So müssen vorläufig bescheidene Anfänge gemacht werden, die das Bedürfnis nach Besserem wecken. Für die Gewerbeschulen fehlte namentlich ein brauchbares Anschauungswerk, das weithin sichtbare Wandtafeln böte; das Ministerium hat ein solches herstellen lassen unter Leitung des Professors Hofmann, der der Industrieschule zu Plauen vorsteht. Die Tafeln, die 110x93 Centimeter groß sind, werden schwarz und unauflöslich 1 M., koloriert und aufgezogen 1,90 M. kosten; es sind 46 an der Zahl. Sie geben charakteristische Beispiele der geschichtlichen Stilarten, Beispiele für den Zusammenhang zwischen Naturformen und Kunstformen, Beispiele richtiger und falscher Perspektive, Gegenüberstellungen edler und geschmackloser Gestaltungsformen, geschmacklose Webereimuster und Verbesserungen derselben Muster usw. Man sieht, daß gerade auch tadelswerte Beispiele, soweit sie typisch sind, vorgeführt werden. Im zugehörigen Texte werden diese Fehler ebenso besprochen wie die Vorzüge der anderen Formen. In den Gymnasien, Realschulen, Schullehrer-Seminaren, Mädchenschulen usw. würden natürlich solche Wandtafeln gleichfalls gute Dienste als stille Lehrer thun; neben ihnen sind Seemanns Wandbilder, die hundert Meisterwerke der bildenden Kunst umfassen und 150 M., einzeln aber 3 M. kosten, zu empfehlen. Schumann, der selber Realschul-Direktor ist, wendet sich energisch gegen den Einwand, daß solche Wandbilder die Aufmerksamkeit der Schüler vom Unterricht ablenken. Die Unaufmerksamkeit hat ihre Ursachen anderwärts, und Anlässe dazu bieten jede Fliege, jeder Feggen-Papier, jedes Straßengeräusch. Es ist schon besser, wenn in den Minuten der Langweile das Auge sich an edlen Kunstwerken weidet, wobei die Seele unmerklich vielleicht mehr gebildet wird als durch das, was der Lehrer gerade „durchnimmt“. Schumann erinnert an den von allen Pädagogen vielgerühmten Comenius, der doch verlangte, daß die Schule eine liebliche Stätte sein sollte. „Wenn ich an den Aufenthalt in den tristen Wohn- und Schulräumen der Fürstenschule zu Grimma, besonders in den ersten Tagen nach den Ferien, zurückdenke, schüttelt es mich noch heute. Und mit wie wenig Mitteln hätte man da bessern können!“

**Völkerkunde.**

— Kopff Jagden auf Formosa. Adolf Fischer erhielt auf seinen Streifzügen durch Formosa über die nördlichen Wälder der Insel, welche in der bergigen Gegend von Polisia wohnen, viele wichtige Nachrichten von einem Japaner, Schigetoro Nagano, welcher Vorstand einer Wildenstation ist, und der auch ethnographische Sammlungen unter ihnen anstellte und Photographien aufnahm.

Wie so viele malaisische Stämme sind auch die Bewohner Formosas eifrige Kopfsäger und Schädelhämmer; der größte Ruhm, den sie erwerben können, ist der Besitz möglichst vieler Chinesenschädel. Diese werden zunächst frisch in schön gearbeiteten Flechtwerken von der Decke des Hauses herabhängend aufbewahrt; auch die Chinesenzöpfe bewahrt man auf. Bei dem zur Feier des erbeuteten Kopfes gegebenen Freudenfeste wird Reisbrautwein in den Mund des Chinesenkopfes gegossen, wobei man der Mauen des Verstorbenen gedenkt. Ueber dem Kopfe hängt, wie über dem Netzwerke ein Schirm aus Aralia papyrifera. Die Chinesenzöpfe banneln meist als Schmuck von der Decke der Hütte herab, die tohlen Schädel hingegen werden vor oder in der Nähe der Hütte reihenweise auf Bambusgerüsten aufgestellt. Die Aufnahme von Abbildungen war für Nagano mit großen Gefahren verknüpft und konnte nur heimlich geschehen. —

**Aus dem Tierleben.**

— Einen Fischschwarm von Millionen von Tieren beobachtete Dr. Schnee, stellvertretender Gouverneur in Deutsch-Neuguinea, als er sich auf einem Kriegszuge nach den Salomonen inseln befand. „Das Meer wimmelte stellenweise von Fischen“, so berichtet er nach der „Tägl. Rundschau“ in einem Briefe, „jedoch habe ich nie so viele gesehen, als damals, wo ein gewaltiger Fischschwarm unmittelbar an unser Segelschiff heranlief. Durcheinanderspringend versetzten sie das Wasser in sprudelnde Bewegung und näherten sich uns mehr und mehr. Die großen verschlangen die kleinen, und über der wogenden Masse schwebte eine mächtige Wolke von Vögeln, aus der von Zeit zu Zeit ein beutegieriger Räuber auf die Millionen sich drängender Fische herniederschob. In der Mitte des Ruges befanden sich drei gewaltige Walfische, die, von Zeit zu Zeit ihr ungeheures Maul aufreißend, ungeachtete Mengen der Flostrenträger hinunterschluckten. Es war ein Anblick, wie ihn wenige Menschen gehabt haben werden; selbst unser Kapitän und Steuermann erklärten einstimmig, derartiges noch nie gesehen zu haben. Um den eigenartigen Anblick ganz zu genießen, ließen wir den Schwarm ruhig vorbeiziehen, wobei der eine Wal bis auf etwa 10 Meter an unser Schiff heranlief.“ —

**Aus dem Pflanzenleben.**

— Über den Kaffeebaum als Zimmerpflanze schreibt Obergärtner A. Silva in der illustrierten Wochenschrift „Kerthus“: Sehr leicht läßt sich der Kaffeebaum im Wohnzimmer ziehen und dabei ist seine Kultur sehr dankbar; man kann sagen, daß er in warmen Wohnräumen noch besser gedeiht, als in Gewächshäusern. In der Blütezeit ist das Bäumchen wie mit Schnee bedeckt, was einen besonders reizvollen Anblick gewährt. Seine hübschen, nach Jasmin duftenden Blüten aber lassen ihn überall lieb gewinnen. Zur Einführung in das Zimmer wähle man nur junge, niedrige Pflanzen, die man sich auch aus Samen ziehen kann. Man nimmt dazu die noch in der fleischigen Hülle befindlichen Samen, wie man sie in den Samenhandlungen erhält oder noch besser selbst geerntet, und steckt sie bald nach der Reife samt der Hülle in einen Topf mit lockerer Erde am Rande herum. Berstet werden die jungen Pflanzen alljährlich in lehmige Masenerde, man entspißt den Haupttrieb und die Zweige, um sie niedrig und buschig zu erhalten, hält sie dem Lichte möglichst nahe, wobei man sie von Zeit zu Zeit dreht, um einseitiges Wachstum zu verhüten. Etwas Pflege, öfteres Abwaschen der Blätter mit einem feuchten Schwamm, das ist alles, was der Kaffeebaum zum fröhlichen Wachstum beansprucht. Bei dieser Behandlung wird ihm auch seine schlimmste Feindin, die wollige Schildlaus, fernbleiben, der Blumenfreund aber hat einen aparten und zugleich hübschen Zimmerschmuck, dessen angenehmer Geruch überall gern gelitten wird. —

**Technisches.**

— Ueber die Ausführung des Emmerberg-Tunnels zwischen Schaffhausen und Chweilen sprach in der letzten Sitzung des „Architektenvereins“ Ingenieur A. Haag, der den Bau mehrmals besucht hat. Der Tunnel diene zur Unterführung der Bahn unter dem dicht bei Schaffhausen gelegenen Emmerberg auf der Strecke zwischen dem Bahnhof Schaffhausen und dem aus einem hohen Viadukt bestehenden Rheinübergang bei Schaffhausen. Der Tunnel ist rund 800 Meter lang und begnügte sich mit einer eingeleistigen Anlage. Der Emmerberg besteht in der Hauptsache aus Sand, der über fester thoniger Grundmoräne so dicht gelagert ist, daß er an den meisten Stellen mit fast senkrechter Böschung abgestoßen werden kann. Vohrungen hatten an einzelnen Stellen eine starke Wasserführung ergeben. Es wurde nun zunächst von beiden Seiten — nach belgischer Art — ein Firststollen eingetrieben, dieser alldam seitlich erweitert und das Gewölbe ausgeführt; darauf weiter gegraben und auch das Widerlager hergestellt; zum Schluß der Kern beseitigt und nach Bedarf die Sohle gewölbt. Bald aber stieß man an der Südseite des Tunnels auf wasserführende Schichten, deren Sandeile sich flach ablagerten, so daß nach dem Baubuch in 250 Tagen nur 80 tausende Meter im First geschafft wurden. Als man auf der Nordseite nahe der Mitte des Tunnels ebenfalls auf wasserführende Schichten stieß und inzwischen auch infolge Auswaschen des Sandes Höhlungen im Gebirge bemerkt wurden, baute der leitende Ingenieur Hemmings Quertwände in den fertigen Stollen ein und

versuchte, das Wasser durch Druckluft zu verdrängen. Da aber viel Druckluft verloren ging, half das nichts, und man mauerte nur unter gleichzeitiger Abflutung der Höhlung den zuletzt vorgetriebenen Firststollen aus. Schließlich wurde auch die Höhlung ganz ausgemauert, eine zweite Quertwand eingesetzt und von dieser aus mit Hilfe einer gewölbten Eisenblechdecke als Schild ein eisernes Rohr vorgetrieben. Damit wurde in der Mitte des Berges ein neuer Angriffspunkt gebildet, von wo aus unter Druck nach beiden Seiten gearbeitet und das Firstgewölbe eingezogen wurde. Die Gefahr, die dabei infolge etwaigen Versagens der Luftpumpe eintreten konnte, wurde nicht beklamt, doch hätte es nach der sandigen Natur des Gelandes zu einer Katastrophe nicht kommen können, weil der Wassertritt nie so reichlich sein konnte, wie etwa unterhalb eines großen Flusses. —

**Humoristisches.**

— Ein Habitus. Der alte Jochen Bundt geht seit vielen Jahren zu Schillers Geburtstag ins Stadttheater, wo an diesem Tage nach einer unverbrüchlichen pietätvollen Gewohnheit „Wilhelm Tell“ gegeben wird. Einmal aber hatte die Direktion es anders beischlossen: auf Drängen des Regisseurs war statt des ewigen „Tell“ am Geburtstag Schillers „Fiesco“ angeführt worden.

Jochen, der niemals einen Zettel ansieht und von der Neuierung insorgedessen keine Kenntnis hat, sitzt schon eine halbe Stunde vor Beginn der Vorstellung mit seinem Freunde Klaas im Parkett. Vom langen Warten müde, läßt er sein Haupt auf die Brust sinken und ehe die erste Scene beginnt, ist er fest eingeschlafen. In dieser glücklichen Position verharrt er bis zum Schluß des fünften Akts, wo ihn die Worte des Berrina „Wenn der Purpur fällt, muß auch der Herzog nach!“ aus dem Schlummer reißen.

Jochen blickt verwundert auf die Bühne, und als alter Kemer des „Tell“ bemerkt er zu seinem Nachbar: „Kiel doch, Klaas, viertig Johr haben se em immer totschoten, un heit smeten se em in't Water!“ —

— Scholing! Kleine Comtesse: „Mama, sind wir wirklich auch nadend auf die Welt gekommen?“ —  
(„Lust. Bl.“)

**Notizen.**

— Die Secessionsbühne übernimmt mit Ablauf dieser Spielzeit das Victoria-Theater am Alexanderplatz, um dasselbe nach durchgeführten baulichen Veränderungen des Zuschauerraums und der Bühne mit 15. September 1900 als modernes literarisches Theater zu eröffnen, das im Sinne der „Secessionsbühne“ geleitet werden soll. Man will auch versuchen, in stilgerechten Aufführungen hervorragende Werke der Vergangenheit, denen sich die Bühne bisher abgeneigt zeigte, zur Darstellung zu bringen. In der ständigen Verbindung mit einem in den Theaterräumen zu schaffenden modernen Kunst- und Lesesaal sowie in Wiedereinführung musikalischer Darbietungen im Zwischenakt sieht die Secessionsbühne einen weiteren Punkt ihres Programms. Die Leitung hat wie bisher Paul Martin, die Oberregie Martin Jidel. —

— Im Münchener Volkstheater sollte eine Novität unter dem Titel „Das Burenmädchen“ aufgeführt werden. Die Polizei hat aber die Aufführung unter sagt, und zwar mit der Begründung: „Nichtzeitgemäß!“ —

— Die Bayreuther Festspiel-Verwaltung hat der Münchener Intendanz mitteilen lassen, daß trotz der Personalunion in der Leitung des Prinzregenten- und des Hoftheaters sämtliche Werke Wagners für das neu zu eröffnende Prinzregenten-Theater neu erworben werden müssen. Das Budget der neuen Münchener Wagner-Bühne wird durch diese Forderung wohl um einige Hunderttausend mehr belastet werden. —

— Im Prager „Neuen Theater“ wurde eine neue Napoleon-Romödie „Der kommende Mann“ von Oscar Meyring und Carry Brachvogel mit Erfolg gegeben. —

— Bei der Erstaufführung in Kopenhagen erzielte Ibsens „Wenn wir Toten erwachen“ keinen Erfolg. —

— Eine Sammlung von „Künstlerphotographien“ wurde dem württembergischen Landesmuseum in Stuttgart überwiesen; auch andere süddeutsche Museen haben beschlossen, solche Sammlungen aufzunehmen. —

— Eine neue chirurgische Universitäts-Klinik, mit allen Anforderungen der modernen Wissenschaften ausgerüstet, wurde am Donnerstag in Leipzig eingeweiht. —

— Giftige Grotten. Bekannt ist die Hundsgrotte von Pozzuoli, deren Kohlenäuredämpfe alle Tiere töten. Weniger bekannt ist, daß auf Java ein ganzes Thal existiert, das Quevo-Itpas heißt und aus demselben Grunde für alle lebenden Wesen, die es betreten, tödlich wird. Auch in den Vereinigten Staaten wurde nur, wie die „Fronde“ mitteilt, ein solches Thal des Todes entdeckt. Es liegt in dem berühmten Yellowstone National Park, wo die Jagd verboten ist, damit die in ihm lebenden Tiere sich ungeföhrt vermehren können. Nun aber fand man auch in diesem Thal einen großen Haufen verschiedener Tierleichen. —